

Rbt

THEMA

Jürgen Spieß

Jesus für Skeptiker

R. Brockhaus

Jürgen Spieß

Jesus für Skeptiker

SCM R.Brockhaus

SCM

Stiftung Christliche Medien

Dieses E-Book darf ausschließlich auf einem Endgerät (Computer, E-Reader) des jeweiligen Kunden verwendet werden, der das E-Book selbst, im von uns autorisierten E-Book Shop, gekauft hat. Jede Weitergabe an andere Personen entspricht nicht mehr der von uns erlaubten Nutzung, ist strafbar und schadet dem Autor und dem Verlagswesen.

RBtaschenbucc Bd. 611

10. Auflage 2006

© 1990 R. Brockhaus Verlag Wuppertal
Umschlaggestaltung: Dietmar Reichert, Dormagen
Umschlagfoto: Lili K./ZEFA, Düsseldorf
Druck: Jesusbooks, Großburgwedel

ISBN 978-3-417-21964-7 (PDF)

ISBN 978-3-417-21939-5 (E-Book)

ISBN 3-417-20611-1 (lieferbare Buchausgabe)

Bestell-Nr. 220 611

Datenkonvertierung E-Book:
Fischer, Knoblauch & Co. Medienproduktionsgesellschaft mbH, 80801
München

INHALT

Vorwort	5
Verlust der Gewißheit	7
Was gehört zu einer Hoffnung?	11
Existentielle und intellektuelle Skepsis	15
Der Grund für die christliche Hoffnung	17
Auf einem Weg sein	23
»Die Christen müßten erlöster aussehen«	29
Ist die Bibel glaubwürdig?	33
Glaube als Wunschenken	40
Die totale Skepsis	56
Sehnsucht wonach?	59
Der Absolutheitsanspruch des Christentums	68
Leid und Liebe Gottes	76
Anmerkungen	93
Weiterführende Literatur	95

Glaube und Skepsis

Muß es nicht heißen Glaube *oder* Skepsis? Gibt es nicht auf der einen Seite die religiös-subjektiv Glaubenden und auf der anderen Seite die wissenschaftlich-objektiven Skeptiker? Was bedeutet Glaube, was Skepsis?

Das Buch befaßt sich mit Definitionen von »Glaube« und »Skepsis« und behandelt sowohl intellektuelle als auch existentielle Skepsis. Es fragt darüber hinaus nach dem Verhältnis von Glaube und Skepsis in Bezug auf den christlichen Glauben: Wie zuverlässig sind die Berichte von der Auferstehung von Jesus Christus? Was ist generell von den Wunderberichten des Neuen Testaments zu halten? Wo ist Gott im Leid? Hört er unser Gebet?

Das Buch enthält einige Jesus-Sätze für Skeptiker und zeigt, daß Jesus auch Skeptiker ernstgenommen hat. Die Tragfähigkeit dieser Aussagen erfahre ich, indem ich sie ausprobiere, denn es gibt kein Leben aus der Distanz. So wie es keine Freundschaft und keine Liebe aus der Distanz gibt, so gibt es auch keine Gottesbegegnung aus der Distanz.

Die bisherigen sechs Auflagen innerhalb weniger Jahre zeigen das Interesse an diesen Fragen. Mein Wunsch ist, daß auch die 7. Auflage hilft, zur richtigen Mischung von Glaube und Skepsis zu kommen.

Jürgen Spieß

Verlust der Gewißheit

Niemand von uns hat seine Vorstellungen vom Leben, von Gott und der Welt aus sich selbst. Wir haben sie übernommen – von unseren Eltern, Lehrern, Freunden und aus Büchern. Familiensprüche haben diese Vorstellungen entscheidend geprägt. »So etwas tut man nicht.« »Was sollen nur die Leute von uns denken?« »Das Leben ist ein harter Kampf.« Manche der Sprüche waren persönlich ermutigend: »Du schaffst das schon«, manche eher entmutigend: »Aus dir wird nie etwas.«

Den Lebensabschnitt, in dem wir uns über das Leben und unsere Lebensziele bewußt Gedanken machen, beginnen wir nicht als unbeschriebene Blätter. An unserem Charakter (griechisch: das Geprägte) wurde bereits gearbeitet.

Als ich zum ersten Mal darüber nachdachte, welcher Spruch mich in besonderer Weise geprägt hatte, kam mir mein Vater in den Sinn. Wenn ein Politiker im Fernsehen sprach, sagte er: »Das ist alles gelogen.« Wenn die Mutter erzählte, was die Nachbarin sagte, hörte ich den gleichen Spruch: »Alles gelogen.« Dieser Satz hat mich sehr geprägt. Ich bin ein Skeptiker geworden.

Skepsis heißt, etwas prüfend aus der Distanz betrachten. Man muß zweifeln. Man muß skeptisch sein. Menschen können lügen, können sich täuschen. Es ist nicht alles wahr. Selbst Fernsehbilder können zuweilen eine Täuschung sein.

Totale Skepsis würde bedeuten, alles zu bezweifeln. Die klassischen Sätze der totalen Skepsis wurden von Gorgias im 5. Jahrhundert vor Christus formuliert: 1. Es gibt nichts. 2. Wenn es etwas gäbe, so könnten wir es nicht erkennen.

3. Wenn es etwas gäbe und es erkennbar wäre, könnten wir es doch den anderen nicht sagen.¹

Das ist die totale Skepsis. Sie ist nicht lebbar. Manche Dinge kann man zwar denken, aber nicht leben. Es gibt kein Leben aus der Distanz. An bestimmten Punkten müssen wir unsere Distanz aufgeben. Das tun wir auch. So wie es den Satz von der Erhaltung der Energie gibt, gibt es auch den Satz von der Erhaltung der Naivität.² Wer in einigen Dingen total skeptisch ist, etwa der Bibel gegenüber, der ist in anderen Bereichen oft außerordentlich leichtgläubig oder naiv. Er vertraut zum Beispiel der Wissenschaft oder dem Urteil seiner Freunde. Totale Skepsis ist für niemanden lebbar. Wir können nicht alles *nur* prüfend aus der Distanz betrachten. Wenn wir leben wollen, müssen wir unsere Distanz aufgeben.

Das tun wir auch beständig. Dafür gibt es ein schönes Wort: Wir *verlassen uns*. Wir verlassen uns auf andere Menschen, auf unsere Eltern, die uns erklärt haben, wie das Leben ist, auf Lehrer, auf Freunde.³ Sie helfen uns, ein eigenes Lebenskonzept zu bekommen. Niemand von uns hat sein Lebenskonzept aus sich selbst, wir haben es zunächst einmal übernommen. Wir verlassen uns auf das, was andere gesagt haben. Anders können wir auch gar nicht leben. Wir müssen uns irgendwie festlegen, uns auf etwas einlassen, uns binden. Ein schöner Spruch heißt: »Wer nach allen Seiten offen ist, kann nicht ganz dicht sein.« Es gibt ja Menschen, die gerne nach *allen* Seiten offen sein möchten, als eine positive Lebenseinstellung. Aber das können wir nicht. Das lateinische Wort »konkret« heißt eigentlich »verdichten«. Man könnte also auch sagen: Wer nach allen Seiten offen ist, kann nicht konkret sein. In allen Beziehungen und Entscheidungen werden wir verbindlich. Wenn wir zu jemand etwas sagen und es tun,

wenn wir ja oder nein antworten, gehen wir Verbindlichkeiten ein. In dem Moment geben wir unsere Skepsis auf. Wir lassen uns auf etwas ein.

Helmut Schelsky nannte die Nachkriegsgeneration die »skeptische Generation«.⁴ Er beschrieb das so: Die erste Generation dieses Jahrhunderts war die sogenannte Wandervogelbewegung, die frühen Grünen, die mit der Klampfe in den Wald zogen und freundliche Lieder sangen, einigermaßen unpolitisch waren, aber dann in den Ersten Weltkrieg ziehen mußten (manche taten das begeistert). Als nächste kam eine Jugend, die außerordentlich politisiert war, und zwar eher rechts; sie fand sich im Zweiten Weltkrieg wieder. Und dann eine dritte Jugend, die weder rechts noch links war und auch nicht mehr politisch, die »skeptische Generation«, die sich auf nichts mehr einlassen wollte. Wir sind wohl heute Kinder dieser skeptischen Generation.

Zur Skepsis gehört, wie der polnische Philosoph Kola-kowski schreibt, der »Verlust der Gewißheit«: »Ein Gott, der einst die wohletablierte Ordnung der Werte, der sozialen Verhältnisse, der Regeln des Denkens, des physischen Weltalls bestätigte und der als Gewölbe dieser Ordnung galt, ist nicht mehr da, weil keine solche Ordnung mehr sichtbar ist. Solange die Menschen der Dauerhaftigkeit dieser Ordnung vertrauen konnten, hatten auch die Gottlosen ihren Ort darin . . . Zum Gegensatz zu der gemütlichen, durch die wohlwollende, freundliche Natur geschützten Welt des aufklärerischen Atheismus wird die gottlose Welt von heute als ein bedrückendes, ewiges Chaos wahrgenommen. Sie ist jeden Sinnes, jeder Richtung, jeder Orientierungszeichen, jeder Struktur beraubt.«⁵

»Verlust der Gewißheit« ist die Kehrseite der Skepsis. Das bedeutet auch, daß es einen fröhlichen Atheismus wie

im 18. Jahrhundert nicht mehr gibt. Damals waren viele Atheisten froh und dankbar, Gott los zu sein. Sie jubelten darüber. In Texten von Atheisten des 20. Jahrhunderts wie Sartre, Camus oder Kafka kommt dagegen keine rechte Freude auf, weil die Gewißheit verlorengegangen ist. Man versucht, sich momentan damit zu behelfen, daß man sagt: Es gibt nicht *eine* Wahrheit, sondern *viele* Wahrheiten. Der eine hat diese, der andere eine andere. Man macht also aus der Not eine Tugend. Viele nennen das Toleranz, obwohl es wahrscheinlich besser mit dem Begriff der Indifferenz zu bezeichnen wäre, mit Gleichgültigkeit.⁶ Denn tolerieren, das heißt eine andere Meinung stehen lassen, kann man nur dann, wenn man selbst eine Meinung hat.

In diesem Buch soll es um christliche Antworten auf skeptische Fragen gehen. Was ist zum Beispiel der Grund für die Hoffnung der Christen? Wenn die ersten Christen auf Fragen von Skeptikern antworteten, nannten sie das: Rechenschaft über ihre Hoffnung abgeben (1. Petrus 3,15).

Ohne Hoffnung kann niemand leben, auch nicht der Skeptiker. Ein lateinisches Sprichwort heißt: »Solange der Mensch lebt, hofft er.« Das kann man auch umdrehen: Ein Mensch ist so lebendig, wie seine Hoffnung stark ist.

Hoffnung setzt uns in Bewegung. Deshalb wollen wir uns als erstes diesem Stichwort zuwenden.⁷

Was gehört zu einer Hoffnung?

Freude

Hoffnung ist immer mit *Freude* verbunden. Im Griechischen war das Wort für Hoffnung einfach *Erwartung*. Wenn wir heute von Hoffnung sprechen, gebrauchen wir es im Positiven. Wir hoffen auf etwas, das gut für uns sein wird. Erwarten kann man auch schlechte Dinge. Wer erwartet, daß er die Prüfung nicht besteht, hofft möglicherweise (hoffentlich!) nicht darauf. Also sind *Erwartung* und *Hoffnung* unter Umständen etwas Verschiedenes.

Von außen

Von Hoffnung sprechen wir bei etwas, was wir nicht selbst machen können, was nicht in unserer eigenen Verfügung steht. Wenn man sich Wörterbücher der marxistischen Philosophie ansieht, fällt auf: Da fehlt der Begriff der Hoffnung. Das liegt nicht daran, daß die Marxisten keine Hoffnung hätten, sondern ist die Folge einer philosophischen Vorentscheidung: Man hofft nicht auf das, was man selber herstellen kann. Wenn die klassenlose Gesellschaft auf wissenschaftlichem oder anderem Wege sowieso kommt, ist sie keine Frage der Hoffnung, wie etwas, das wir nicht selbst machen können. Als der Marxist Ernst Bloch ein Buch über Hoffnung schrieb, mußte er die DDR verlassen (1957). Hoffnung ist keine marxistische Kategorie.

An zwei Beispielen soll deutlich werden, daß wir nicht von Hoffnung sprechen, wenn wir das »Erhoffte« selbst tun können. Wenn der Vater zum Sohn sagt: »Ich hoffe, daß du in der Schule fleißiger wirst«, ist das der echte Hoff-